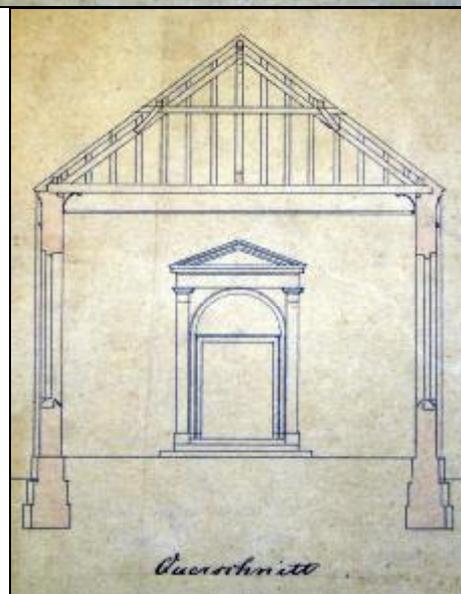
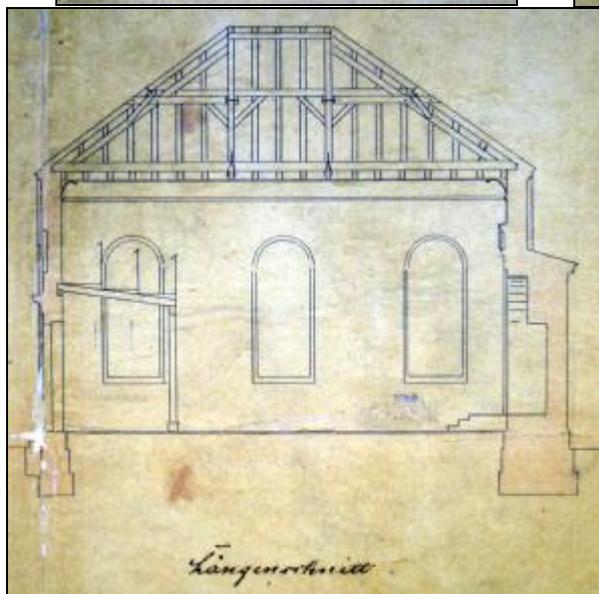
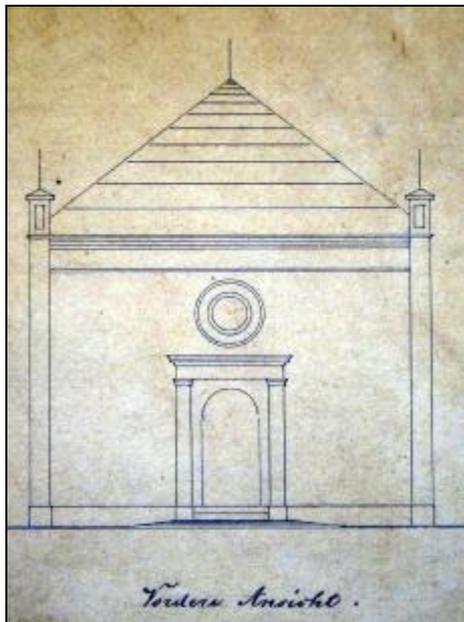


Thomas Weiß
Die Hattinger Synagoge

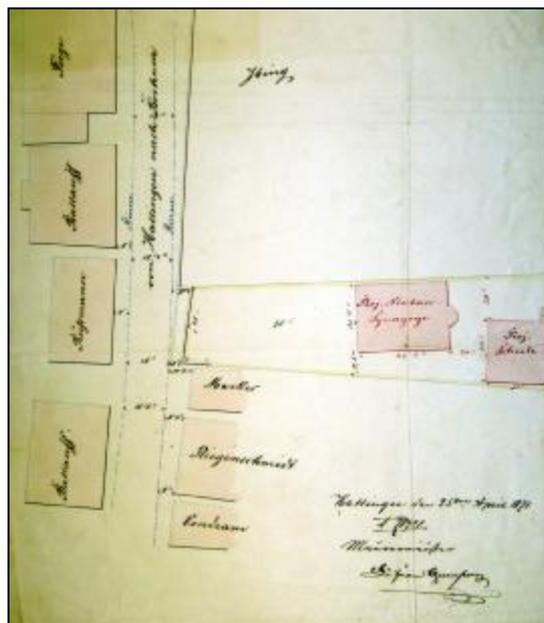
Spätestens ab Anfang der 1820er Jahre verfügten die etwa 30 Hattinger Juden über einen Betraum, den sie im Haus Große Weilstraße 13 angemietet hatten. Den Betraum nutzte der von der jüdischen Gemeinschaft angestellte „Lehrer und Kirchendiener“ darüber hinaus auch für den Religionsunterricht der jüdischen Kinder. Das historische Gebäude Große Weilstraße 13 existiert nicht mehr, Überlieferungen über das Aussehen bzw. die Einrichtung des Betraumes sind nicht bekannt.

Zwar gab es immer wieder Überlegungen, einen eigenen Synagogenbau für die Gemeinde zu errichten, doch erst mit dem Schenkungsangebot des wohlhabenden Kaufmanns Liefmann Gumperz wurden diese Pläne auch aktiv in die Tat umgesetzt. Dem Vertragsabschluß vom 24. April 1871 folgte bereits am 7. Juni 1871 die Grundsteinlegung. Hierzu hatten die inzwischen etwa 110 Gemeindemitglieder neben Vertretern der Stadt auch die Pfarrer der christlichen Kirchen eingeladen. Den Bauplan hatte der Maurermeister August Vogel angefertigt.



Als Bauplatz für das neue Gemeindezentrum mit Synagoge und jüdischer Schule hatte die Gemeinde ein sehr zentral gelegenes Grundstück an der Bahnhofstraße erworben. In unmittelbarer Nähe befanden sich das Amtsgericht, die Katholische Kirche, das Kreishaus und auch der jüdische Friedhof an der alten Bismarckstraße.

Allerdings verzögerten sich die Bauarbeiten, so dass die feierliche Synagogenweihe erst am 13. September 1872 erfolgen konnte. Dafür wurde dann aber auch unter großer Beteiligung der Hattinger Bevölkerung drei Tage lang mit Festessen, Konzerten und Tanzveranstaltungen ausgiebig gefeiert.



Lageplan des jüdischen Gemeindezentrums an der Bahnhofstraße

Leider sind nur sehr wenige Darstellungen der Außenansicht der Synagoge erhalten geblieben. Von der Inneneinrichtung sind gar keine bildlichen Darstellungen bekannt. Über eine Treppe erreichte man von der Bahnhofstraße aus den erhöht gelegenen, etwa 200 qm großen Synagogenvorplatz.



Das jüdische Gemeindezentrum an der Bahnhofstraße, 1937

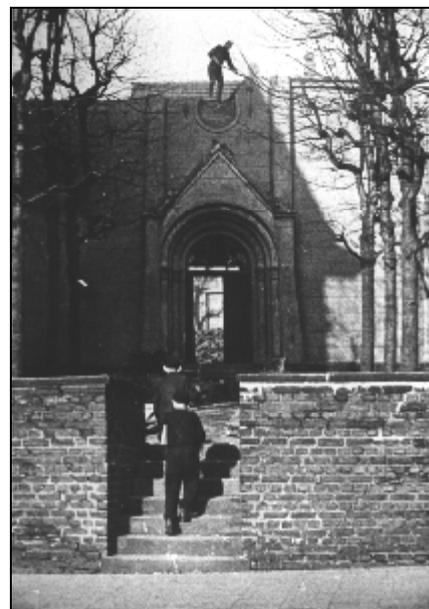
„Auf einer Grundfläche von 12,8 X 9,9 m erhob sich das ungefähr 6,9 m hohe Gebäude. Das Walmdach erreichte eine Höhe von 3,6 m. An den beiden Längsseiten befanden sich drei große, einfarbig verglaste Rundbogenfenster. Von der Bahnhofstraße aus betrat man durch das Eingangsportal zunächst einen kleinen, durch die darüber befindliche Empore niedrigeren Vorraum. Auf der rechten Seite befand sich der Treppenaufgang zur Empore, die den Frauen vorbehalten war und deshalb auch als 'Frauensynagoge' bezeichnet wurde. Auf der linken Seite des Vorraums war noch ein kleiner Abstellraum. Den eigentlichen Synagogenraum, die 'Männersynagoge', betrat man durch eine zweiflügelige Tür. Rechts und links des mit einem Teppichläufer ausgelegten Mittelganges waren die mit Gebetspulten

ausgestatteten Sitzbänke, die insgesamt 104 Männern Platz boten. In einer kleinen Apsis der Stirnwand war der Thoraschrein zur Aufnahme der Thorarollen untergebracht. Direkt davor befand sich, um zwei Stufen erhöht, das auch als Almemor oder Bimah bezeichnete Vorbeterpult, auf dem die Thorarolle mit dem jeweiligen Wochenabschnitt zur Verlesung aufgerollt wurde. Sowohl der Thoraschrein als auch das Vorbeterpult waren mit bestickten Samttüchern behängt, die von den Frauen der Gemeinde, wie der Prediger Blumenfeld in seiner Einweihungspredigt lobend erwähnt hatte, selber angefertigt worden waren.“
(Rekonstruktion von Christoph Szigan) An die Stifter der Synagoge, die Eheleute Gumperz, erinnerte zudem eine marmorne Gedächtnistafel, die an der linken Wandseite angebracht war.

Anlässlich des 50jährigen Jubiläums erfolgten umfangreiche Renovierungs- und Verschönerungsarbeiten. Bei dem von zahlreichen Honoratioren besuchten Festgottesdienst am 15. September 1922 „präsentierte sich das Innere des Gotteshauses in einem neuen Gewande, dessen Farbenschönheit durch eine reiche Fülle elektrischen Lichtes noch gehoben wurde“.

Eine weitere Gedenktafel wurde am 8. September 1926 in der Synagoge enthüllt. „Die Tafel trägt die Inschrift: 1914-1918 'Ach wie sind die Helden gefallen' ... Im Kampf für das Vaterland starben die Söhne unserer Gemeinde: Adolf Gumbert, Josef Gumperz, Artur Levy, Erich Löwenstein, Hermann Röttgen, Walter Röttgen. Sechs kleine Flämmchen weisen symbolisch auf das ewige Seelenlicht hin.“

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten sahen sich die noch etwa 70 in Hattingen lebenden Juden einer ständig wachsenden Bedrohung und Ausgrenzung ausgesetzt. In der so genannten „Reichskristallnacht“ brannten die Nationalsozialisten am 9./10. November 1938 auch die Hattinger Synagoge nieder. Die aus der brennenden Synagoge gerettete Thorarolle soll angeblich dem Grab des im Juni 1939 verstorbenen Max Blume auf dem jüdischen Friedhof am Vinckenbrink beigelegt worden sein.



Mitleid mit Tieren – und die Juden?

Die zerstörte Hattinger Synagoge, März 1939

Die Ruine der Synagoge wurde im Februar 1939 von der Firma Heinz zum Preis von 1.450 RM abgebrochen. Am 4. März 1939 verkündete die „Heimat am Mittag“: „Hattingen ist judenfrei. Mit der Synagoge, deren letzte Reste augenblicklich beiseite geräumt werden, verschwindet das letzte jüdische Zeichen aus dem Weichbild der Stadt.“

Doch Hattingen war entgegen den 'euphorischen' Pressemeldungen keineswegs „judenfrei“. Tatsächlich war die Synagogengemeinde, obwohl über 30 Gemeindemitglieder bis Ende 1939 aus Hattingen geflohen waren, offiziell immer noch nicht aufgelöst worden. Ein aktives Gemeindeleben gab es zu dieser Zeit allerdings nicht mehr. Ob sich die in Hattingen verbliebenen 36 Juden in dieser Zeit noch zu improvisierten Gottesdiensten getroffen haben, oder eingeschränkt ihren Glauben ganz privat lebten und praktizierten, ist nicht überliefert.

Im März 1941 plante die Stadtverwaltung den Ankauf des Synagogengrundstückes sowie der ehemaligen israelitischen Schule für einen Kaufpreis von 2.800 RM. Allerdings sollten dabei die 1.450 RM, die der Abbruch der ausgebrannten Synagoge im März 1939 gekostet hatte, verrechnet werden. Die Reichsvereinigung für Juden in Deutschland schien mit dieser Vorgehensweise nicht einverstanden zu sein und widersetzte sich. Schließlich wurden die betreffenden Grundstücke Bahnhofstraße 8 und Bahnhofstraße 8a vom Deutschen Reich beschlagnahmt und dem Finanzamt Hattingen unterstellt.

Bei drei Transporten wurden 24 Juden aus Hattingen, Blankenstein und Bredenscheid im April und Juli 1942 nach Zamosc bzw. Theresienstadt verschleppt und ermordet.

Den Holocaust haben wahrscheinlich nur sechs der aus Hattingen deportierten Juden überlebt. Sämtliche Überlebenden waren allerdings infolge „Mischehen“ erst 1944 in die Arbeits- bzw. Vernichtungslager verschleppt worden. Eine Wiederbelebung der Synagogengemeinde Hattingen ist nie wieder erfolgt, handelte es sich bei den Zurückgekehrten doch ausnahmslos um zum Christentum Konvertierte, die den jüdischen Glauben seit Jahrzehnten nicht mehr praktizierten. Erst der Zuzug jüdischer Emigranten aus der ehemaligen Sowjetunion ab 1990/91 führte zu einem erneuten Anstieg der jüdischen Bevölkerung. Im September 2004 waren in Hattingen wieder 32 Einwohner jüdischen Glaubens gemeldet.

Das Synagogengrundstück wurde gemeinsam mit der ehemaligen jüdischen Schule nach dem Zweiten Weltkrieg an die Jewish Trust Corporation for Germany rückerstattet und im Jahre 1954 an eine Hattinger Druckerei verkauft. Im Rahmen der Planungen für den Bau der Westtangente hat die Stadt Hattingen das Gelände Ende der 1970er Jahre erworben, die auf dem Grundstück befindlichen Gebäude wurden im März 1980 abgerissen. Heute sind keinerlei Überreste der Hattinger Synagoge mehr zu finden. Auf dem ehemaligen Synagogengrundstück befindet sich ein Grünstreifen, der die beiden Fahrtrichtungen der August-Bebel-Straße trennt. In unmittelbarer Nähe erinnert jedoch seit 1987 der Synagogenplatz mit dem von der Hattinger Künstlerin Ulla H'loch-Wiedey geschaffenen Denkstein „Gegen das

Vergessen“ an das jüdische Gotteshaus und die Synagogengemeinde Hattingen.



Denkstein auf dem Synagogenplatz

Literatur zur Geschichte der Synagogengemeinde Hattingen:

Thomas Weiß, „Diese Tränen werde ich nie vergessen...“, Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Hattingen, Band 16, Hattingen 2005.